



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die konservativen Elemente Frankreichs vor der großen Revolution

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

selben Jahre wiederholt zu außerordentlicher Tagung berufen werden. Er gilt als versammelt, so lange nicht der Schluß oder die Vertagung durch den Kaiser erfolgt ist. So lange er versammelt ist oder als versammelt gilt, kann kein Mitglied wegen Verdachts eines Vergehens zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden.

Die philologische wie die teleologische Betrachtung der positiven Bestimmungen der Reichsverfassung führt also dazu, den Abgeordneten den Schutz des Artikel 31 während der Zeit der Vertagung zu versagen. Zu demselben Ergebnis gelangen wir, wenn wir nach dem innern Grunde des Artikel 31 fragen; er liegt, wie wir schon angedeutet haben, nicht darin, daß die Gründer der Verfassung die Volksvertreter zu Volkstribunen erheben wollten, sondern darin, daß kein Abgeordneter wegen bloßen Verdachtes einer strafbaren Handlung ohne Zustimmung des Reichstages seinem Beruf, das Volk zu vertreten, entzogen werden soll. Diesen Beruf erfüllt er aber nur und kann er nur erfüllen, so lange der Reichstag tagt, nicht aber wenn er geschlossen und ebenso wenig, wenn er vertagt ist.



## Die konservativen Elemente Frankreichs vor der großen Revolution



ugen Guglia, der sich als einen Freund des Alten bekennt, hat vor zwei Jahren in der (mittlerweile eingegangenen) Zeitschrift für Geschichte und Politik (Jahrgang 1888, Heft 10) einen sehr interessanten Aufsatz über die ersten litterarischen Gegner der Revolution in Deutschland veröffentlicht, dem er nun eine umfassende Arbeit in Buchform, das Ergebnis langjähriger Studien, folgen läßt: Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution. Zustände und Personen. (Gotha, F. A. Perthes, 1890.) Der erste Band von Taines großem Werke erfährt dadurch eine wertvolle Ergänzung, die aber für den Historiker wichtiger ist als für den Politiker; denn jenem verhilft sie zu einer gerechteren Würdigung des alten Frankreichs, indem sie ihm den Schatz edler Gesinnung, guter Sitte und echter Weisheit zeigt, den zahlreiche Vertreter aller Stände der Sittenverderbnis und den Verstandesverirrungen zum Trotz noch bewahrt hatten, dieser aber erfährt über die Ur-

sachen der Revolution im Grunde genommen nichts neues. Auch nach Guglia hat Ludwig XIV. die Revolution verschuldet, indem er durch Niederreißung aller Schranken, die seinem absoluten Willen im Wege standen, den Staat in eine dammlose Ebene verwandelte, über die sich der Strom der Neuerung ungehindert ergießen konnte, mochte er nun von einem legitimen Despoten oder von einem Usurpator oder von einem Böbelhaufen entfesselt sein. Auch nach ihm war die Schwäche und Unfähigkeit der beiden folgenden Ludwige schuld, daß die Neuerung, wenn sie sich nun einmal nicht abweisen ließ, nicht in den Bahnen einer geordneten Reform zu halten war.

Nur den Mißgriffen der Regierung schreibt er es zu, daß alle Reformversuche mißlingen. „Eine wahrhaft konservative Politik ist auch unter Ludwig XVI. niemals mit Konsequenz und Energie verfolgt worden. Ich weiß wohl, es hat einsichtige Beurteiler dieser Zeitläufte gegeben, die eine ganz entgegengesetzte Meinung hegten. Nicht eine konservative, sondern nur eine radikale Regierung, ganz von der Art, wie sie unter Ludwig XIV. bestand, hätte — so sagen diese — die Monarchie in Frankreich retten können, denn die alten historischen Institutionen waren alle innerlich abgestorben. Die Aufgabe der folgenden Blätter wird es sein, lebenskräftige Triebe in diesen Organismen dennoch nachzuweisen. Wäre es aber wirklich so, wie jene meinen, so hätte es auch dazu vor allem unbeugsamer Entschiedenheit bedurft, wie sie jener Regierung niemals innewohnte.“ Auch eine Ansicht, die den Freunden des alten Ständewesens und den Liberalen, zwei sonst sehr selten übereinstimmenden Gruppen, gemeinsam ist, wird von Guglia bestätigt, daß nämlich das Volk durch den bevormundenden Absolutismus die Fähigkeit verloren habe, sich in schwierigen Lagen selbst zu helfen. „Der praktische Sinn, der den Franzosen von Natur aus innewohnt, litt sogar darunter, und vielleicht ist auch dies ein Grund, warum die chimärischen Ideen theoretischer Politiker so leicht Eingang in die Mittelkreise fanden, warum endlich diese, denen die Revolution so viel brachte, was sie eigentlich nicht wollten, so viel nahm, was sie lieber hätten bewahren wollen, [ihr?] so ganz hilflos und unthätig gegenüberstanden.“

So war also die erste und vornehmste der Institutionen, aus denen das alte Frankreich bestand, und die nach des Verfassers Ansicht ihre Lebensfähigkeit noch keineswegs verloren hatten, zur Bahnbrecherin der Revolution geworden. Desto tapferer hielten sich die Parlamente. „Die Wahrheit, die Madame Staël hernach so epigrammatisch scharf geäußert: daß die Freiheit alt und der Despotismus neu sei, haben sie immer verfochten. Sie wollten darum das Alte erneuern, nicht seine letzten Spuren vernichten, und darum fand die Revolution schon in ihrer ersten, scheinbar gemäßigten Periode so zahlreiche und entschiedene Gegner in den Reihen der Magistratur.“ Wenn sie bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Rechte bis auf die Ständeversamm-

lungen unter Karl dem Großen zurückführen, so beruht das zwar auf Unkenntnis der Geschichte; aber ihren falschen Ableitungen lag doch der richtige Gedanke zu Grunde, daß nach der Vernichtung der alten ständischen Rechte und provinziellen Gewohnheiten ihr Recht, die Eintragung neuer Gesetze zu verweigern, die einzige noch übrige Schranke des absoluten Königtums bilde, und daß deren Niederreißung den Umsturz der alten Verfassung des Landes, die Revolution von oben bedeute. Auch durch Einkerkung seiner Mitglieder war der Widerstand des Pariser Parlaments in dem mehrjährigen Konflikt nicht zu brechen, der 1763 mit dem Widerspruch gegen neue Steueredikte begann. Und als sich die Regierung im Mai 1788 dieses Hemmschuhs durch eine Art Staatsstreich zu entledigen suchte, indem sie die Thätigkeit der Parlamente auf das Richteramt beschränkte und für die Eintragung der Gesetze eine neue Behörde einsetzte, da antwortete das Parlament von Paris mit jenem denkwürdigen Protest, in dem man den Keim zu der ein Jahr später erfolgten Erklärung der Menschenrechte hat finden wollen. Nach des Verfassers Meinung sehr mit Unrecht. „Denn nicht von Rechten der Menschen ist doch in diesem Akt die Rede, sondern von Rechten der französischen Bürger, der einzelnen Provinzen, der Magistrate, der Stände, des königlichen Hauses; der modernen naturrechtlichen Prinzipien wird mit keiner Silbe gedacht, von Freiheit und Gleichheit ist nicht die Rede. Das Parlament erklärt darin, daß Frankreich eine Monarchie ist, die vom König den Gesetzen gemäß regiert wird; daß mehrere von diesen Gesetzen Grundgesetze sind: das Recht des regierenden Hauses zum Throne [auf den Thron] von Mann zu Mann; das Recht der Nation, die Steuern durch ihre regelmäßig einberufenen und zusammengesetzten Generalstände frei zu bewilligen; das rechtliche Herkommen und die Kapitulationen der Provinzen; die Unabsehbarkeit der Magistrate; das Recht der höchsten Gerichtshöfe in jeder Provinz, die Befehle des Königs in Hinsicht auf ihre Urkundlichkeit zu untersuchen und nur in dem Falle einzutragen, wenn sie den Verfassungsordnungen der Provinz und den Grundgesetzen des Staates entsprechen; das Recht jedes Bürgers, in keinem Falle vor andre Richter gestellt zu werden als seine natürlichen, d. h. diejenigen, die das Gesetz ihm anweist; endlich das Recht, ohne welches alle andern nichtig sind, auf niemandes Befehl, wer es auch sei, verhaftet werden zu dürfen, ohne allsogleich den Händen der kompetenten Richter übergeben zu werden. Wie man sieht, stehen die Forderungen vom 3. Mai alle auf dem Boden historischen Rechtes; nur in den zwei letzten Punkten, die sich auf die Sicherung der persönlichen Freiheit des Bürgers beziehen, vernehmen wir einen Anklang an jene konstitutionellen Doktrinen, die aus dem englischen Staatswesen abstrahirt worden sind.“ Im übrigen waren die Parlamente so wenig von den modernen Ideen angekränkt, daß sie vielmehr im Widerstande gegen sie eine ganz reaktionäre Richtung einschlugen, die sie mit dem Verlust

ihrer Popularität büßten; sie verbündeten sich mit ihrem alten Gegner, dem Klerus, protestirten gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie gegen die Gewährung von Religionsfreiheit und verurteilten fleißig die Schriften und Bücher der beliebtesten Philosophen. Wenn wir der Schilderung Guglias glauben dürfen, waren die Parlamentsräte fast ausnahmslos Männer von puritanischer Sittenstrenge, die nur der Erfüllung ihrer Amtspflichten und ihren Familien lebten, und von unbestechlicher Rechtschaffenheit. „In den grausamen Wechselfällen, heißt es zum Schluß, mit denen die Folgezeit Herz und Nieren der damals lebenden Menschen prüfte, hat die Magistratur nicht übel bestanden. Die früher dem Willen des Königs am ärgsten getrogt, wurden jetzt zu seinen unerschrockensten Verteidigern. Überläufer und Verräter gab es hier weniger als sonst, viele bestiegen mutig das Schafott, andre starben in der Verbannung und arm. Welch ein Bild aber, wenn der greise Parlamentsrat Régnaud, der zu den Zeiten Maupeous der entschiedensten Opposition angehört hatte, nun — als Ludwig XVI. vor den Schranken des Konvents erschien — aus Fontenay, wohin er geflüchtet war, der Gefahr nicht achtend, nach Paris eilte, sich zum Anwalt des gefangenen Fürsten aufwarf, eine Denkschrift veröffentlichte, die mit den Worten schloß: Es lebe der König! Gewiß, mit dieser Magistratur ging ein gutes Stück des alten Frankreichs zu Grabe.“

Von den drei Ständen entwirft Guglia ein glänzendes Bild: ein sittenreiner, in seinem Beruf sich aufopfernder Klerus, mit väterlicher Fürsorge unter ihren Bauern waltende Schloßherren, ein wohlhabender, gesitteter, in guten Volksschulen gebildeter Bürger- und Bauernstand, das sind die Bestandteile des französischen Volkes im vorigen Jahrhundert. Guglia lügt so wenig wie die gewöhnliche Darstellung des ancien régime; schon Taine hat berichtet, daß diese guten Menschen und glücklichen Verhältnisse wirklich noch vorkamen, als Ausnahmen, als Reste besserer Zeiten. Guglia macht uns nur wahrscheinlich, daß die Ausnahmen häufiger waren, als wir bisher geglaubt hatten. Daß aber das Elend, dessen Größe auch er nicht leugnen kann, nicht durch die Härtherzigkeit der weltlichen und geistlichen Seigneurs verschuldet wurde, hat schon Taine hervorgehoben. Schuld daran waren die Eitelkeit der Könige, die den Adel von seinen Gütern an den Hof zog, und die unsinnige Finanzwirtschaft, die das Volk mit Steuern erdrückte. Vom Großvater Mirabeaus erzählt schon Taine, daß er seine Bauern gegen jedermann, auch gegen den König schützte, und daß er einmal sämtliche Accisebeamte seines Bezirks ins Wasser zu werfen drohte, weil Tabakschnüffler sich unterstanden hatten, seines Pfarrers Haus zu durchsuchen. Guglia berichtet ausführlicher über das patriarchalische Walten dieses merkwürdigen Mannes und seiner zwei gleichgearteten Söhne. Der eine davon erinnerte sich noch im spätern Alter, wie er als Knabe einmal vom Vater einen Fußtritt bekommen

hatte, weil er aus Versehen den Gruß eines Bauern nicht erwidert hatte. Aus der Schilderung des hohen Klerus — vom Pfarrklerus weiß auch Taine nichts Schlimmes zu berichten — mag die Haltung der Klerusversammlung im Jahre 1788 hervorgehoben werden. Die Regierung legte ihr das Toleranzpatent vor, das den Protestanten wieder eine bürgerliche Existenz zu geben bestimmt war. Es fand keine wesentliche Opposition; der auf das Patent bezügliche Passus in der Schlußrede des Präsidenten ist von wahrhaft evangelischem Geiste durchweht. Auch den beabsichtigten Reformen im Kriminalwesen erwies sich die Versammlung freundlich: Möge Eure Majestät, so sagte der Präsident, in Ihren Ordonnanzen jene überstrengen Gesetze löschen, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Humanität in gleicher Weise verwerfen. Was den dritten Stand betrifft, so wird u. a. ein wohl nicht ganz unparteiisches Wort des Grafen Lauraguais angeführt. Dieser bemerkte der bekannten Brandschrift des Abbé Sieyès gegenüber, der Verfasser habe mit mehr Recht behaupten können, der dritte Stand sei alles, denn er habe alles; die Magistratur vom Advokaten bis zum Kanzler, die Verwaltung vom Subdelegirten bis zum Intendanten, ja bis zum Minister, er beherrsche den Handel und die Finanz, die kirchlichen Würden seien ihm nicht verschlossen, in der Litteratur sei er tonangebend; nur der höhere Militärdienst stehe ihm nicht offen.

Nach den Institutionen werden die „überlieferten Bildungselemente“ behandelt. Guglia sucht zu beweisen, daß die Theologie, die Philosophie, die Staats- und Rechtswissenschaft jener Zeit, wie sie in den Schulen vorgetragen wurden, keineswegs den Spott verdient hätten, mit dem sie von den Aufklärern überschüttet wurden, daß sie sich keineswegs auf das Nachbeten mittelalterlicher Scholastik beschränkt hätten, sondern den Zeitideen zugänglich gewesen seien, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen, daß es endlich auch an einer beachtenswerten schönen Litteratur in den konservativen Kreisen nicht gefehlt habe. Der Verfasser übt einen Akt der Gerechtigkeit, indem er die Kritiker Desfontaines, Féron, Sabatier de Castres, Juvingy, die Satiriker Moreau und Gilbert, die Lyriker Colardeau und Malfilâtre, den Dramatiker de Belloy, den Mystiker Saint Martin der Vergessenheit entreißt (Piron, den er ebenfalls nennt, ist ja wohl weniger unbekannt). Beruht doch die Berühmtheit mancher Geister des andern Lagers weit weniger auf ihrem innern Werte, als auf der Macht der Clique, der sie angehörten, und ist doch z. B. Moreaus Reise ins Land der Cacouacs, unter welchem Namen er die Philosophen verspottet, wirklich eine vortreffliche Satire. Von den Juristen, die in den Schulen gelesen wurden, mag Domat genannt werden, dessen „Traktat über die Gesetze“ von den Gegnern Montesquieus über dessen Esprit des lois gestellt wurde. Heute ist er so vergessen, daß ihn nicht einmal das Konversationslexikon kennt. Ob er wirklich so weit hinter Montesquieu zurückbleibt, daß er dieses Schicksal

verdient, läßt sich natürlich aus Guglias Skizze seines Systems nicht erkennen. Daß er Absolutist war, würde man ihm wohl verzeihen haben; sind es Hobbes und Voltaire mit seinem Generalstabe doch nicht minder gewesen. Aber freilich, er war durch und durch ein gläubiger Christ jansenistischer Richtung, ein Freund von Port Royal; er ließ die Träger der Autorität Gott verantwortlich sein und band jedes Recht an entsprechende Pflichten, und weder geistreiche Gedanken noch schöne Darstellung würden hingereicht haben, ihm für diesen Fehler beim Hofe und bei den Philosophen Verzeihung auszuwirken. Das gesamte Privatrecht läßt Domat in der Liebe wurzeln. Die Verpflichtung zur Nächstenliebe kommt einerseits in den mancherlei Verbindlichkeiten des Familienlebens, anderseits in den noch mannichfaltigern zur Erscheinung, die aus dem Gewerbe- und Handelsverkehr, den Dienst- und Herrschaftsverhältnissen, dem Gemeinde- und Staatsleben entspringen; sogar die Verpflichtung zum Steuerzahlen ist ihm religiös-sittlicher Natur, weil der Einzelne dadurch der Gesamtheit, namentlich aber den Armen zu Hilfe komme. Dabei hat seine Liebestheorie nichts Süßliches, denn als Jansenist ist er tief durchdrungen von der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts; aus ihr entspringen seiner Ansicht nach alle Störungen der gesetzlichen Ordnung, alle Streitigkeiten um Mein und Dein. Gewiß eine recht altmodische Auffassung. Ob aber darum ganz wertlos?

Am lesenswertesten ist das dritte Buch von Guglias Werk, das den bewußten Widerstand gegen die revolutionären Lehren in drei Kapiteln darstellt. Das erste behandelt die aus dem Schoße der Zeitphilosophie selbst hervorgehende Reaktion, vertreten durch Montesquieu, die Physiokraten, Rousseau, Mably, Linguet, Voltaire, Grimm, Galiani, Buffon, Saint Martin, das zweite die auf den praktischen Erfahrungen des In- und Auslandes beruhende Reaktion, die sich vorzugsweise in der Journalistik äußerte, das dritte diejenigen Männer und Frauen der Gesellschaft, die klar erkannten, welchem Ziele oder vielmehr Abgrunde die Bewegung der Geister zueilte, und deren Voraussicht in der bekannten, von Taine noch einmal abgedruckten Prophezeiung des Cazotte einen so ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Was immer in unsrer heutigen Zeit gegen einen übertriebenen oder falschen Liberalismus, gegen kommunistische Utopien, gegen das Unternehmen, die Gesellschaft und den Staat nach vorgefaßten Theorien umzugestalten, vorgebracht werden mag, ist damals alles schon gesagt worden, oft, in vielfachen Wendungen, im Spott und im Ernst, in anziehendster Form gesagt worden. Einige Proben werden diese Behauptung rechtfertigen.

Linguet leitet in seiner *Théorie des Lois civiles* alles öffentliche und Privatrecht aus dem Eigentum, und dieses aus der gewaltamen Besitznahme ab. Obwohl demnach die gesellschaftliche Ordnung auf blutigem Unrecht beruht, besteht sie dennoch zu Recht, und sie anzutasten ist ein Frevel. Wie

der Vater, der seine Kinder zu Sklaven machen muß, um sein Besitztum ungeschmälert zu erhalten, unumschränkter Herr seiner Familie, so ist der Monarch unumschränkter Herr des Staates; die Verpflichtung, das Privateigentum seiner Untertanen zu respektiren, bildet die einzige Schranke seiner Gewalt. Linguets Staatsideal ist die patriarchalische Despotie des Orients, von der er behauptet, sie sei gar keine Despotie, vielmehr verdienen die abgelebten Kulturstaaten des Westens diesen Namen, wo der Tagelöhner sein elendes Dasein fristet. „O ihr Philosophen — ruft er aus — die ihr gemächlich in euerm Zimmer am Feuer sitzt und da eure Träume von Freiheit ausspinnt, verwirklicht sie doch, indem ihr mit diesen Elenden euern Überfluß teilt, den ihr ja nur genießt, weil sie dessen beraubt sind. Schreckt ihr aber davor zurück, dann laßt die Welt ruhig, wie sie ist, und zieht nicht die Grundsätze euerer Vorfahren, von denen ihr euch nur mit der Feder entfernt, ins Lächerliche!“ Mit ihren Deklamationen machten sie das Los der Armen nur drückender. Grausame Philosophie, könne die Menschheit ausrufen, wie schmerzlich sind deine Tröstungen, wie unberufen dein Eifer! Leide und stirb im Kerker, sagte er zum Sklaven, denn das ist dein Geschick! Der Arme hat nichts, aber er soll auch nichts haben; nur auf Fristung des Lebens hat er Anspruch, und diese ist ihm möglich, denn das Bedürfnis nach dienenden Händen ist überall in der Welt groß genug. Eine bessere Philosophie ist es, Geduld zu predigen, als zur Empörung zu reizen; die sogenannte Freiheit bringt nur tiefere Knechtschaft und ärgeres Elend. Linguet bekämpfte in leidenschaftlichen Flugschriften nicht allein die Encyklopädisten, sondern auch die oppositionellen Parlamente. Dasselbe that er in den Zeitschriften, die er leitete, dem Journal de Bruxelles, und den Annales politiques, die er von 1777 ab in England herausgab. Hier nahm er sich — er war mit den Jesuiten befreundet — besonders der Religion an, behauptete ihre Unentbehrlichkeit und sagte den Philosophen u. a., sie möchten sich lieber mit dem überhandnehmenden Bettelunwesen und solchen Übelständen beschäftigen, als gegen den religiösen Fanatismus predigen, der bei weitem nicht so gefährlich wie der philosophische, und zur Zeit überhaupt nicht mehr gefährlich sei. Er will die Vorrechte der katholischen Kirche aufrecht erhalten wissen und den Andersgläubigen die Abhaltung ihres Gottesdienstes nur in geschlossenen Räumen gestatten. Die trostlose Lage der ärmern Bevölkerung Westeuropas schreibt er ihrer Trennung von der Scholle zu. Die Tagelöhnerknechtschaft sei weit ärger als die Leibeigenschaft (die damals in Frankreich schon größtenteils aufgehoben war). Die echte Freiheit bestehe in dem Vermögen, sich und seine Familie durch Arbeit zu ernähren. Diese Freiheit habe der Leibeigne genossen, der „freie“ Tagelöhner entbehre sie. Sein Kampf gegen die Magistratur brachte ihn 1780 in die Bastille, wo er zwei Jahre schmachtete. Diese Erfahrung mäßigte seine Vorliebe für den Absolutismus einigermaßen und rang ihm das Zugeständnis ab, daß die von ihm

bisher geringgeschätzte englische Verfassung, die den Bürger vor solchen Gewaltthaten schütze, doch ihr Gutes habe. In der Revolution schlug er völlig um und wurde ein wütender Jakobiner. „Genügt hat es ihm nichts; er endete 1793 unter der Guillotine.“

Dieselben Grundsätze, die Linguet als ein Mann von leidenschaftlichem Gemüt und zweifelhaftem Charakter in möglichst schroffer und durch Übertreibung abstoßender Form zu verkündigen liebte, verteidigte Mallet du Pan, der Sprößling einer Genfer Pastorenfamilie und den Überlieferungen seines frommen und sittenstrengen Vaterhauses zeitlebens treu, in der gemäßigten Sprache einer tiefen und klaren Überzeugung, nachdem ihn die Wirren seines kleinen Heimatstaates allmählich aus einem Anhänger Rousseaus in einen Konservativen verwandelt hatten. Als Linguet 1780 eingekerkert wurde, übernahm Mallet die Leitung der Annalen. „Schon der erste Band, sagt Guglia, beweist, daß seine politischen Anschauungen eine beinahe endgiltige Klärung erfahren haben. Wie scharf weist er die Deklamationen zurück, mit denen Diderot das Buch seines Freundes Raynal über die Geschichte der europäischen Niederlassungen in den beiden Indien pikant gemacht hatte! Wenn da von der heillosen Verderbtheit aller bestehenden Ordnungen die Rede ist, so wendet er dagegen ein, wie alle die schönen Systeme der Zeitphilosophen doch nichts Existenzfähiges an deren Stelle zu setzen wüßten. Was denn Raynal mit seinen Ausfällen gegen Priestertum und Könige eigentlich wolle? Selbst wenn man so dächte, wie er, müßte man doch diesen Wahrheitsfanatismus, diese Überhebung der Vernunft, diese Konvulsionen der Philosophie bedauern. Ob sich denn diese Schriftsteller über den Einfluß der Religion auf die Moral, auf die Politik, auf das Glück oder Unglück der Massen niemals ernstere Gedanken gemacht hätten? »Wöchten sie doch den sittlichen Zustand des Zeitalters erwägen und uns dann aufrichtig sagen, ob sie den Augenblick für passend erachten, die Antriebe zur Tugend zu vermindern!« Was halte denn die menschliche Gesellschaft zusammen? Die Gesetze? Raynal beweist in zehn Ländern ihre Tyrannei und ihren Widersinn. Die Regierungen? Nach Raynal sind sie alle verdorben. Die Erziehung? Die kann bei der Unsittlichkeit der Erwachsenen keine Früchte tragen. Die Selbstsucht? Raynal liefert die Geschichte ihrer Verbrechen. Was bleibt also? Die Wahrheit? »Aber ich frage euch wie Festus den heiligen Paulus: Was ist denn Wahrheit? Bis nicht alle Weisen der Erde einstimmig auf diese Frage antworten, lasset den Elenden ihr Paradies und den Bösen ihre Gewissensangst!« Revolutionen wirkten um so verheerender, je älter die zu beseitigenden Einrichtungen und je verwickelter die Verhältnisse einer fortgeschrittenen Kultur seien. Raynal scheine die Kulturstaaen und Völker Europas für Kalmückenhorden und Zirkelendörfer zu halten. Die großen Eigenschaften Voltaires erkennt Mallet an, beklagt aber »die Wut, mit der er die Priester und die heilige Schrift verfolgt hat.« Und da ihm

diese Anerkennung, als ein Abfall von den Grundsätzen der Zeitschrift, übel genommen wurde, so antwortete er: Die Verfechter der alten Ordnung handelten sehr unklug, wenn sie alle mit dem Banne belegten, die nicht blindlings ihre Pfade wandelten. »Meine Prinzipien — antwortet er einem unzufriedenen Einsender, der geschrieben hatte, man kenne seine Prinzipien nicht —, meine Prinzipien sind die eines Bürgers von Genf, der in der Religion seiner Väter und seines Volkes aufgewachsen ist und Dank der guten Erziehung, die man in seinem Vaterhause genießt, und dem Beispiele der tugendhaftesten und aufgeklärtesten Geistlichkeit gelernt hat, die Hand Gottes in seinen Werken und die Wohlthaten der Offenbarung zu erkennen, religiös ohne Aberglauben und duldsam ohne Gottlosigkeit zu sein. Dieser Gesinnung, dem Charakter, zu dem sie bildet, werden die Annalen treu bleiben, so lange ich imstande bin die Feder zu führen.« Nach Linguets Freilassung überwarf er sich mit diesem und gründete später das Journal politique de Bruxelles, in dem er die Fehler der Regierung freimütig tadelte, u. a., daß sie ihre eigne Autorität durch Unterstützung der holländischen Demokraten vollends untergrabe. Über die innere Politik durfte er seine ganze Meinung in dem Journal nicht aussprechen; er legte sie in einem Tagebuch nieder. Darin tadelt er, daß die finanziellen Reformen nur auf Erhöhung der Einnahmen anstatt auf Ersparungen abzielten, und bezeichnet die Vergewaltigung der Parlamente als Rückkehr zum Despotismus und zugleich als revolutionär. Das lit de justice vom 8. Mai 1788, durch das die Parlamente auf ihre richterlichen Aufgaben beschränkt wurden, sei nur von den Geldleuten freudig begrüßt worden, die von den beabsichtigten neuen Auflagen Gewinn hofften. Aber diese Maßregel habe das letzte schwache Bollwerk gegen ministerielle Willkür ungerissen; die neue Cour plénière, der die Einregistrierung der Gesetze übertragen worden war, sei nur ein Staatsrat. Es gebe jetzt keine unabhängige Körperschaft mehr zwischen König und Volk; einen solchen Streich würde selbst Richelieu nicht gewagt haben, und nun wage man ihn in so elender Lage und bei solcher Gärung der Gemüter! Über das Naturell des französischen Volkes denkt Mallet ganz so wie wir Heutigen; er schreibt: „Der Franzose ist nicht fähig, kühl zu überlegen; darum taugt ihm auch keine freie Regierungsform, denn diese verlangt eine maßvolle Diskussion.“

Unter den Frauenbildern, die Guglia zeichnet, heben wir das der Herzogin von Choiseul hervor. Sie war nicht gläubig religiös, aber vereinigte mit einem durchdringenden Verstande ein warmes Herz. Auf ihren Gütern als Wohlthäterin ihrer Unterthanen und unermülich thätige Hausfrau waltend, folgte sie mit Aufmerksamkeit dem Gange der Weltbegebenheiten, die sie richtig beurteilte. Sie beklagte die Willkürherrschaft der Minister, verspottete die Philosophen, verabscheute die verbrecherische Kaiserin Katharina und das Kriechen der Encyclopädisten vor dieser ihrer Gönnerin, ließ sich aber durch alles das ihre gute Laune nicht verderben. Großes Vergnügen machten ihr die Streitig-

keiten der Philosophen unter einander; „es kann uns nur angenehm sein, sagte sie, zu sehen, wie die Tyrannen unsrer Meinungen sich mit denselben Argumenten niederschlagen, die sie angewendet haben, uns zu unterjochen.“ Die Gesamtheit der philosophischen Lehren der Aufklärer vergleicht sie dem babylonischen Turm, aber „dieses unsinnige Werk kann doch mit der Zeit eine Schule für verständige Baumeister werden; diese werden von den Fehlern ihrer Vorgänger lernen und mit denselben Materialien dauerhafte und nützliche Gebäude aufführen, mit denen jene einen lächerlichen, unwohnlichen, unnützen und sogar gefährlichen Bau aufgerichtet haben.“

Am Schlusse des Abschnittes, in dem Mallets Ansichten dargelegt werden, schreibt Guglia: „Wenn man die Schriften dieses Mannes zum erstenmale liest, ergreift einen ein Staunen: ist das wirklich schon alles vor der Revolution gesagt worden? Dann entsetzt man sich beinahe. So scheint denn alle Weisheit einzelner verloren, wenn die Menschen einmal vom Taumel ergriffen sind, nur durch ungeheure Geschehnisse, nicht durch Worte ist das irdische Geschlecht zu belehren.“ Mit dieser Äußerung verfällt der Verfasser in den Fehler der Theoretiker, die er bekämpft. Den Hunger stillen, das kann eine konservative Lehre so wenig wie eine revolutionäre, der Hunger aber war es, der das Volk zur Revolution trieb. Wir wissen aus Taine, daß der Acker brach liegen blieb, weil die Leute nicht mehr Lust hatten, sich nur allein für den Steuereintreiber zu placken, daß die Brotkravalle seit 1747 an der Tagesordnung waren, daß Tausende von Bettlern, dazu bewaffnete Schmuggler und Räuberbanden das Land durchzogen. Wenn nun, wie es 1789 geschah, diese Scharen in Paris zusammenströmten, wenn sie dort ein Militär vorfanden, das selber hungerte und bereit war, mit den hungernden Brüdern gemeinsame Sache zu machen, und eine Regierung, die zwischen absolutistischen und radikalen Anwendungen hin- und herschwankte, die ihre ehrlichsten und erleuchtetsten Freunde zurückstieß oder einsperrte, da hätte die Anarchie doch nur durch ein Wunder abgewendet werden können. Sie wäre auch ohne die Zeitphilosophie hereingebrochen, nur daß dann die Greuelthaten ohne die Zuthat von schönen Reden und Verfassungsentwürfen verübt worden wären, während anderseits die Modephilosophie, wenn sie ohne die herrschende Mißwirtschaft hätte entstehen können, höchstens unblutige Verfassungsänderungen hervorgebracht hätte. Auch uns gefällt ein ständisch gegliederter Staat besser als eine bald von Konventen, bald von Diktatoren despotisch regierte Demokratie; aber wer kann es ändern, daß die Reste des ständischen Staates eben nur Reste waren? Wären sie, wie Guglia meint, lebensfähig gewesen, so würden sie ihre Lebensfähigkeit durch Überwindung der sozialen Nöte bewiesen haben. Was im Laufe der Jahrhunderte langsam gewachsen ist, das kann, wenn es durch Despotengewalt zerstört worden ist, nicht binnen wenigen Jahren wieder hergestellt werden, mögen die Geister, die die Wiederherstellung wünschen, noch

so erleuchtet und rechtschaffen sein. Verloren sind ihre Lehren nicht, wenn sie bei den Neubildungen, deren jede Zeit bedarf, beachtet werden.

Guglias Stil ist nicht überall unanfechtbar, und die — vielleicht unbewusste — Nachahmung Rankischer Wendungen gereicht ihm nicht zum Vorteil weil sie zur Vergleichung zwingt; „im vorhinein“ (S. 448) und so manche Satzfügung schmecken ganz und gar nicht nach Ranke. Auch sind weit mehr Druckfehler stehen geblieben, als die Berichtigungen anführen. Dem sachlichen Werte des verdienstvollen Werkes thun diese Mängel der Form keinen Eintrag.



## Die Stenographie in der Schule



Der Verfasser des Aufsatzes „Die lateinischen und griechischen Pensa“ (in Nr. 49 der Grenzboten vom vorigen Jahre) hat in seinen Ausführungen auch einen Punkt berührt, der bei den jetzigen Reformbestrebungen merkwürdigerweise kaum einmal gestreift worden ist, obwohl er einer gründlichen Erörterung würdig wäre, nämlich die Verminderung des Schreibwerkes in den höhern Lehranstalten.

Wir leben — und es wird oft genug darüber geklagt — in einem papiernen Zeitalter, das Ströme von Tinte über Rollen endlosen Papiers ausgießt. Unsere verwickelten und vielgestaltigen Kulturverhältnisse verlangen eben gebieterisch das Festhalten der irgendwie beträchtlichen Geschehnisse durch sichtbare Zeichen, da hinter der Menge dessen, was für kürzere oder längere Zeit unverändert der Kenntnis erhalten werden muß, die Kraft und Zuverlässigkeit des Gedächtnisses weit zurücksteht. In mancher Beziehung wird hierin des Guten gewiß zu viel gethan, aber auch bei Beschränkung auf das Unerläßliche bleibt das Schreibwerk eine schwere Bürde, die wir als ein von der Kultur verlangtes Opfer entsagungsvoll und gleichmütig zu tragen gezwungen sind.

Auch von den Schülern der höhern Lehranstalten wird die Schreiberei als drückende Last empfunden. Die Beseitigung der griechischen und lateinischen Pensa von diesem Standpunkte betrachtet würde freilich nur geringe Erleichterung schaffen, denn nicht in den fremden Sprachen muß die Hauptmasse des Schreibwerkes geleistet werden, sondern in der Muttersprache, und bei der scharfen Betonung des Deutschnationalen in der jetzigen Schulreformbewegung kann es nicht ausbleiben, daß künftig das Schreiben in der Muttersprache noch